

Indiens Weg zur Schrift

Die heutigen Schriftsysteme auf dem indischen Subkontinent haben sich samt und sonders aus der Brahmi-Schrift des 3. Jahrhunderts v. Chr. entwickelt. Deren Inspiration wiederum können Forscher dank spektakulärer Handschriftenfunde nun nach Gandhara zurückverfolgen, einer einst iranisch und griechisch geprägten Provinz im heutigen Pakistan und Afghanistan.

Von Stefan Baums

Ein Europäer, der den indischen Subkontinent bereist, erlebt Unvertrautes und Exotisches auch hinsichtlich des Geschriebenen. Denn statt einem einzelnen grundlegenden Schriftsystem mit lokalen Sonderzeichen begegnet ihm eine bunte Vielzahl ganz verschieden aussehender Schriften. Die indische Verfassung kennt 22 Regionalsprachen, die in den großen Schriften des Nordens – Bengali, Devanagari, Gujarati, Gurmukhi und Oriya – beziehungsweise des Südens – Kannada, Malayalam, Tamil und Telugu – festgehalten werden. Von diesen ist die Devanagari als offizielle Schrift der Bundesregierung in ganz Indien verbreitet, aber auch im benachbarten Nepal in Gebrauch, während die Bengali-Schrift obendrein in Bangladesch verwendet wird. In Bhutan findet der Reisende das Schreibsystem Tibets, auf Sri Lanka die singhalesische und tamilische Schrift. Im Zuge der islamischen Expansionen hat sich auch die arabische Schrift in Südasien verbreitet, der muslimische Bevölkerungsgruppen den Vorzug geben. Hingegen brachte die europäische Kolonialisierung die lateinische Schrift mit, die zur Schreibung des Englischen im öffentlichen Raum, aber auch oft für einheimische Sprachen verwendet wird.

Ein Vergleich zeigt, dass alle modernen indischen Schriften dem gleichen System folgen, welches sich von dem unserer Alphabetschrift deutlich unterscheidet. Das grafische Grundgerüst stellen Konsonantenzeichen dar, die einzeln oder in Gruppen den Kern eines Silbenzeichens (eines so genannten Aksaras) bilden. An diese Zeichen werden Modifikationen gefügt, um die jeweils folgenden Vokale anzugeben und dabei zwischen langen und kurzen zu unterscheiden. So wird der Name der altindischen Stadt Pataliputra in allen indischen Schriften nach dem Muster »Pa-T-Li-Pu-TR« geschrieben (Großbuchstaben bezeichnen Konsonantenkerne, Kleinbuchstaben Vokalmodifikationen, der Bindestrich die



Aus Birkenrinde gefertigte Blätter dienten einst in der Provinz Gandhara als Schreibmaterial. Indologen nutzen sie, um die Genealogie der Schriften des Subkontinents zu rekonstruieren.

INCO STRALICH, MIT FREI.GEN. VON STEFAN BAUMS



Aus Indien kommend prägte der Buddhismus im 3. Jahrhundert v. Chr. auch Gandhara. Dort hatte sich eine eigenständige Schrift entwickelt, die auch der neue Herrscher, der legendäre König Asoka, respektierte – die Kharosthi.

Aksara-Grenzen). Dieser besondere Schrifttyp wird als »alphasyllabisch« oder »Abugida« bezeichnet. Er unterscheidet sich sowohl von den semitischen Konsonantenschriften als auch von den westlichen Alphabeten, reinen Silbenschriften wie dem japanischen Hiragana wie auch logografischen Systemen wie der chinesischen Schrift. »Abugidas« kommen nur in Südasien und – wahrscheinlich durch indischen Einfluss – in Äthiopien vor. Die Entwicklung dieses Typs versuchen Epigraphiker und Sprachforscher in ihren einzelnen Schritten nachzuvollziehen.

Inschriften und Manuskripten zufolge war um das Jahr 1000 herum eine mehr oder weniger einheitliche Schriftform – die so genannte Siddhamatrika – in ganz Nordindien verbreitet. Im Süden wurden hingegen zwei Hauptschrift-

ten – Grantha und Vatteluttu – verwendet. Ihnen allen lag wiederum die Brahmi zu Grunde, deren früheste Form in den Inschriften des Kaisers Asoka aus dem 3. Jahrhundert v. Chr. überliefert ist. Diese Texte findet man in ganz Indien in lokaldialektisch gefärbten Versionen der Kanzleisprache dieses Herrschers. Nur die Provinz Gandhara im äußersten Nordwesten machte eine Ausnahme: Asoka ließ dort seine Edikte in der Schrift Kharosthi einmeißeln, zudem gab es dort auch aramäische und griechische Übersetzungen.

Als mögliche Vorbilder für Asokas Brahmi sahen Forscher im frühen 19. Jahrhundert die phönizische und die griechische Schrift an. Erstere hätte im Laufe des 1. Jahrtausends v. Chr. durch Handelskontakte mit den Anrainern des Roten Meers bekannt sein können, letztere durch die Eroberungen Alexanders des Großen im 4. Jahrhundert v. Chr. – die Region im Nordwesten des heutigen Pakistans ist seit langem für ihre Skulpturen berühmt, die Einflüsse der europäischen Antike zeigen.

Als gegen Ende des 19. Jahrhunderts die Städte der Induskultur (Blütezeit etwa 2600 – 1900 v. Chr.) entdeckt wurden und bei Grabungen mit Symbolen versehene Siegel zu Tage kamen, galt auch diese frühe Hochkultur als potenzieller Ursprung der Brahmi. Das ist inzwischen weitgehend widerlegt. Zwischen dem Untergang der letzten Indusstädte und den Inschriften Asokas liegt mehr als ein Jahrtausend, in dem es für die Schriftverwendung in Indien keinerlei Anzeichen gibt. Zudem fehlen eindeutige grafische Bezüge zwischen den Indussymbolen und den Brahmi-Zeichen. Auch gab es offenbar keine längeren Texte – die Siegel tragen sel-

AUF EINEN BLICK

SUCHE NACH DEM »MISSING LINK«

1 Die **neun großen Regionalschriften** des modernen Indiens gehen auf die Brahmi des 3. Jahrhunderts v. Chr. zurück, die aus den Inschriften des **Herrschers Asoka** bekannt ist.

2 Ähnlichkeiten der **Brahmi mit semitischen** Schriften machen Einflüsse dieses Kulturkreises wahrscheinlich, aber eine direkte Ableitung von den Buchstaben der **Phönizier** oder den Symbolen der **Induskultur** gilt inzwischen als widerlegt.

3 Das fehlende **Bindeglied zwischen semitischer und indischer** Schrifttradition stellt eine Schrift des 4. Jahrhunderts v. Chr. dar: die so genannte **Kharosthi**. Handschriften auf **Blättern aus Birkenrinde** illustrieren den Übergang zwischen den Systemen.



HARRY FALK; MIT FREDL GEN VON STEFAN BALMUS

Gut 20 Meter erhebt sich dieser Stupa im Nordwesten Pakistans, ein typischer Kultbau des Buddhismus; Stupas beherbergen Reliquien und manchmal auch buddhistische Handschriften.

ten mehr als fünf Symbole. Vor zehn Jahren postulierten die amerikanischen Sprachwissenschaftler Steve Farmer und Richard Sproat gemeinsam mit dem Indologen Michael Witzel von der Harvard University daher, dass diese Zeichen religiöse und soziale Konzepte verkörperten und keine Schrift im engeren Sinn waren.

Für eine Herkunft der Brahmi aus der phönizischen Schrift argumentierte der Epigrafiker Georg Bühler (1837–1898). Er fand eine Reihe den indischen Zeichen ähnlich aussehender und auch klingender Buchstaben, musste dabei aber Spiegelungen und andere Transformationen unterstellen. Zudem griff er auf phönizische Buchstabenformen des 9. Jahrhunderts v. Chr. zurück – warum diese erst 600 Jahre später in Indien aufgegriffen worden sein sollten, vermochte er nicht zu erklären.

Bühler hatte aber auch nachweisen können, dass Kharosthi und die aramäische Schrift, die in der Verwaltung des altpersischen Achämenidenreichs eingesetzt wurden, miteinander verwandt waren. Er vermutete, letztere sei graduell in die indische Schrift übergegangen. Der Berliner Indologe Harry Falk überlegte 1993 hingegen, nach der Eroberung des Perserreichs durch Alexander sei die Kenntnis der aramäischen Schrift in Gandhara weit gehend verloren gegangen. Ein hypothetischer Erfinder der Kharosthi habe jedoch einige, ihm noch bekannte Zeichen übernommen, ihnen aber oft aus Unkenntnis der Aussprache einen anderen Lautwert zugewiesen.

Dem widersprechen zwar die erwähnten aramäischen Versionen der Asoka-Inschriften – die aramäische Schrift war offenbar in der Mitte des 3. Jahrhunderts v. Chr. noch gut bekannt –, doch eine Feinkorrektur kann diese Hypothese retten. Denn eine neue Schrift lässt sich auch in freier Anlehnung an eine bekannte entwickeln. So beruht die Schrift der nordamerikanischen Cherokee-Indianer auf den Buchstaben des lateinischen Alphabets, hat aber zum Teil neue Lautwerte, um die Cherokee-Sprache abzubilden. Das mag auch bei der Kharosthi der Fall gewesen sein, denn die Zielsprache in der Provinz Gandhara, die Gandhari, umfasste ebenfalls ein vom Aramäischen abweichendes Lautinventar.

Daher bietet sich die Kharosthi-Schrift sehr gut als Bindeglied zur Brahmi an. Bis zum Eroberungszug Alexanders war Gandhara eine Provinz der Achämeniden gewesen und fiel nach einer kurzen hellenistischen Episode zu Beginn des 3. Jahrhunderts v. Chr. an Asokas Großvater Candragupta, den Begründer der Marya-Dynastie. Dieser herrschte über weite Bereiche des Subkontinents und regierte von Pataliputra in Ostindien aus. Als Asoka sich in der Mitte des Jahrhunderts mit seinen Edikten an die Bevölkerung Gandharas richtete, verwendet er nur dort die Kharosthi und trug so dem dort schon etablierten Schriftwesen Rechnung.

Eine weitere Neuerung der Kharosthi bestand darin, dass sie im Gegensatz zur aramäischen und anderen semitischen Schriften Vokalfarben durch Diakritika systematisch bezeichnete, also durch an die Konsonantenzeichen angehängte Punkte, Bögen und andere Markierungen, die eine abweichende Betonung oder Aussprache angeben. Ohne Wortzwi-

	'ālep	ṣādēh	dālet	nūn	bēt	yōd	rēš	wāw	het	sāmek	zāyin	hē
Aramaic												
Kharoṣṭhī												
	a	ca	da	na	ba	ya	ra	va	śa	sa	za	ha

ANDREW GASS; MIT FREDL GEN VON STEFAN BALMUS

Ein Vergleich zeigt, dass die kursive Form der aramäischen Konsonanten bei der Entwicklung der Kharosthi wohl Pate stand.

Basis-konsonant	lang-gesprochener Vokal	ungeklärte Aussprache	nasal	lang und nasal	behaucht oder Umlaut	lang, behaucht oder Umlaut
a	ā	g	aṃ	āṃ	aḥ	
ᳵ	ᳶ	᳷	᳸	᳹	ᳺ	
i	ī	ᳱ	iṃ	īṃ	iḥ	
᳴	ᳵ	ᳶ	᳷	᳸	᳹	
u	ū	ᳲ	uṃ		uḥ	
ᳳ						
e	ai		eṃ			aiḥ
᳴	ᳵ		ᳶ			᳷
o	au	o	oṃ		oḥ	
ᳶ	᳷	᳸	᳹		ᳺ	

Zeichen an den Konsonanten zeigten an, welcher Vokal diesem folgte und wie er klang, hier am Beispiel des Konsonanten Aleph.

schenraum und auch nur mit gelegentlichen Satzzeichen geschrieben, verbesserte das die Lesbarkeit deutlich. Grafisch ging die Kharosthi dabei so vor, dass an jeden silbenöffnenden Konsonanten ein kleiner Strich angefügt wurde, der je nach Position und Orientierung ein folgendes »e«, »i«, »o« oder »u« bezeichnete. Fehlte er, folgte der häufigste Vokal der Gandhari, das »a«. Hier findet sich also bereits als logische Weiterentwicklung aus der semitischen Konsonantenschrift, in der alle Vokale unbezeichnet blieben, der Ursprung des »Abugida«-Schrifttyps.

Während die Kharosthi trotzdem der aramäischen Kursivschrift zum Verwechseln ähnelte, erscheint die frühe Brahmi geradezu monumental, da sich ihre Buchstaben überwiegend aus geraden Linien und Kreissegmenten zusammensetzten. Vielleicht wollte Asoka – wahrscheinlich der Auftraggeber ihrer Entwicklung – auf diese Weise einen nationalen Gegenentwurf zur Kharosthi mit ihren persischen Assoziationen schaffen. Wie auch Harry Falk vermutete, könnte die aus dem Nordwesten Indiens und dem benachbarten Baktrien bekannte griechische Kapitalschrift dabei als visuelles Vorbild fungiert haben. Vom Erscheinungsbild der Brahmi abgesehen diente Asoka aber die Kharosthi als Modell für die neue Schrift. Dazu passt, dass seine Brahmi-Inschriften in einigen südindischen Orten von Schreibern ausgeführt wurden, die ihre Signatur dann in Kharosthi daruntersetzten.

Mehrere Jahrhunderte lang existierten beide Systeme nebeneinander. Brahmi dominierte in Indien und auf Sri Lanka, Kharosthi gelangte von Gandhara aus entlang der Seidenstraße bis nach China. Erst lange nach der Zeitenwende, um das 4. Jahrhundert n. Chr., begann Ersterer auch den Nordwesten zu erobern, und Kharosthi geriet in Vergessenheit. Die

Vorteile der Brahmi bei der Vokalbezeichnung und eine inzwischen hinzugekommene Notation für Konsonanten am Silbende (im Wort »ras-tra« für »Königreich« werden »s«, »t« und »r« als vertikale Ligatur geschrieben) werden dabei eine Rolle gespielt haben, insbesondere weil sie für das Sanskrit wichtig waren, das in einer Art indischer Renaissance für Religion und Wissenschaft eine ganz ähnliche Rolle spielte wie das Latein im europäischen Mittelalter. Spätestens seit der Herrscher Kanischka im 2. Jahrhundert nach Auskunft einiger Chroniken die umfassende Übersetzung buddhistischer Schriften in diese Sprache veranlasst hatte, geriet Gandhara in Zugzwang und gab seine Lokalschrift auf.

Erst im 19. Jahrhundert, als das Interesse westlicher Gelehrter für das alte Indien erwachte, wurde sie wieder entdeckt und entziffert. Der Engländer James Prinsep und der Norweger Christian Lassen leisteten dabei Pionierarbeit, indem sie zweisprachige Münzprägungen der indisch-griechischen Herrscher des 2. Jahrhunderts v. Chr. auswerteten. Der Engländer Edwin Norris verglich 1846 die Kharosthi-Versionen von Asokas Inschriften mit ihren Brahmi-Versionen. Was für ein tiefgehendes Verständnis der Schriftkultur fehlte, waren längere Manuskripte. Eine 1892 auf der südlichen Seidenstraße bei Khotan entdeckte buddhistische Handschrift in Gandhari blieb lange das einzige Exemplar.

Erst in den 1990er Jahren brachten immer neue Funde die verloren geglaubte Literatur Gandharas wieder zum Vorschein. Ihre Erforschung hat erst begonnen, ergibt aber schon viele neue Einsichten. So bestätigen sie eine Notiz des römischen Geschichtsschreibers Quintus Curtius Rufus aus dem 1. Jahrhundert n. Chr., der in seiner Darstellung des Alexanderzugs zum Schreibmaterial im nordwestlichen Indien notierte: »Baumbast, nicht weniger biegsam als (Papyrus-)Bögen«.

Wie wir durch die neuen Funde jetzt wissen, diente in Gandhara tatsächlich Birkenrinde als Schreibmaterial. Lediglich in den Randgebieten dieser Kultur wurden auch Leder, Palmblatt, Holz und – unter chinesischem Einfluss – Seide und Papier eingesetzt. Die innere Rindenschicht des in den gebirgigen Gegenden Nordwestindiens beheimateten Baums hat man in Streifen von etwa 15 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Länge abgelöst, getrocknet und geglättet. Für kürzere Dokumente wurden einzelne Blätter benutzt, für umfangreichere literarische Texte mehrere der Länge nach aneinander geklebt und vernäht, was Schriftrollen von bis zu fünf Metern ergab. Dieses lange Format scheint eine eigenständige Erfindung Gandharas gewesen zu sein, unabhängig von den Papyrus- und Lederrollen des nahöstlichen und europäischen Altertums wie auch von den Bambusrollen Chinas. Die Tinte basierte auf Ruß, der möglicherweise mit Rinderurin vermischt ein wasserfestes Schreibmittel ergab. Reliefs buddhistischer Bauwerke aus Gandhara zeigen Szenen, in denen Schreiber ausgebildet werden, Beamte Schrift verwenden, aber auch diskutierende Mönche sich auf Textquellen berufen.

Die erhaltenen Gandhari-Handschriften entstanden Radiokohlenstoffdatierungen zufolge im Zeitraum vom 1. Jahr-

hundert v. Chr. bis zum 4. Jahrhundert n. Chr. Die meisten wurden in großen Tontöpfen gefunden, was auf eine Tradition der rituellen Bestattung heiliger Texte hinweist. Gemeinsam mit dem trockenen Klima Gandharas hat diese die empfindlichen Materialien vor dem Verfall bewahrt. Noch ältere Manuskripte wurden bisher nicht gefunden. Das mag womöglich daran liegen, dass diese Sitte erst vergleichsweise spät aufkam.

Überraschenderweise zeigen die Rollen bereits eine große Bandbreite an Genres, von altbuddhistischen Verssammlungen, Lehrtexten und Erzählungen bis zur Philosophie. Der Religionsgeschichte liefern sie das fehlende Bindeglied zwischen dem frühen Buddhismus und der Form, in der diese Religion ab dem 2. Jahrhundert n. Chr. in China Fuß fasste – dortige Übersetzungen basierten offenbar auf Texten in Kharosthi-Schrift und Gandhari-Sprache, die in chinesischen lautlichen Umschreibungen Spuren hinterlassen haben.

Zu den großen Überraschungen gehörte auch die enorme Vielfalt sprachlicher Formen. Teilweise erklärt sie sich aus den verschiedenen literarischen Stilen und daraus, ob sie aus mittelindischen Dialekten übersetzt oder unmittelbar auf Gandhari geschrieben wurden. Der amerikanische Indologe Richard Salomon von der University of Washington unterschied 2002 zum Beispiel vier Stile: die Gandhari-Übersetzungssprache der altkanonischen Texte, den umgangssprachlichen Stil erbaulicher Erzählungen, den wissenschaftlichen scholastischer Texte und eine späte, sanskritisierte Form der Gandhari. Vermutlich spiegeln die Handschriften sogar die Verteilung der Dialekte im Sprachgebiet und geben Aufschluss über Bevölkerungsbewegungen, etwa die Ansiedlung von Sprechern längs der Seidenstraße und deren Missionstätigkeit in China.

Leider erschwert die Bürgerkriegssituation in Pakistan und Afghanistan die Erforschung, denn archäologische Grabungen sind derzeit nicht möglich. Für die meisten bekannten Handschriften ist nicht einmal der Fundort genauer bekannt, geschweige denn die Fundumstände. Wenigstens haben Betrüger noch kaum Anhaltspunkte, um überzeugend zu fälschen, wie plumpe Kopien bekannter Inschriften auf dem Kunstmarkt zeigen. Auch lässt sich der Verwitterungszustand antiker Birkenrinde nur schwer mit modernen Materialien nachahmen, die zudem mit dem Radiokohlenstoffverfahren datiert werden können.

Neben der stilistischen Vielfalt zeigen die Handschriften auch diverse orthografische Systeme, die auf konkurrierende Schreibschulen hinweisen. So verwendeten manche ein minimales Zeicheninventar, das zum Beispiel die häufigen Konsonantenschwächungen (etwa die weiche Aussprache eines »t« oder »d« wie ein englisches »th«) unbezeichnet ließ. Eine solch sparsame Orthografie war schreibfreundlich, erforderte aber vom Leser eine Vertrautheit mit Vokabular und Ausdrucksweise. Das andere Extrem stellen Schulen dar, die kleinste lautliche Unterschiede durch ein System von diakritischen Zeichen präzise bezeichneten, was ihnen zwar erheblichen Aufwand abverlangte, aber Fehlinterpretationen beim Leser vorbeugte.



Als Prinz Siddhartha lernte der künftige Buddha das Schreiben (links) und wurde von Schriftgelehrten unterwiesen (rechts); Sockelfreis einer Stupa.

Die neuen Handschriftenfunde belegen auch in Gänze das Alphabet der Kharosthi-Schrift, nach seinen fünf ersten Buchstaben »A-ra-pa-ca-na« genannt. Zwar erklärt sich die Anfangsstellung des A aus der entsprechenden Position des Aleph in semitischen Alphabeten, aber die weitere Abfolge der Buchstaben weist weder Ähnlichkeiten mit der eines anderen Alphabets auf, noch scheint sie auf phonetischen Prinzipien zu beruhen. Immerhin enthielt dieses Alphabet auch einige alternative Schriftzeichen, was darauf hindeutet, dass es dazu diente, konkurrierende Schreibertraditionen zu vereinheitlichen. Praktische Verwendung fand das Arapacana in der Beschriftung von Architekturelementen zu deren korrekter Montage. Im späteren Mahayana-Buddhismus, als die Kharosthi bereits außer Gebrauch gekommen war, existierte noch eine Sanskritversion des Arapacana, der magische Qualitäten zugeschrieben wurden. Dass es sich bei diesem Zauberspruch lediglich um das Alphabet einer vergessenen Schrift handelte, ist eine von vielen Einsichten, die uns die neuen Handschriftenfunde gewährt haben. ~

DER AUTOR



Stefan Baums ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Indologie und Tibetologie der Ludwig-Maximilians-Universität München und Arbeitsstellenleiter des Akademievorhabens »Die frühbuddhistischen Handschriften aus Gandhara«.

Spektrum

DER WISSENSCHAFT

SPEZIAL

ARCHÄOLOGIE · GESCHICHTE · KULTUR

Schrift und Sprache

Was Forscher über unsere ältesten Kulturgüter wissen



GANDHARA

Buddhas Lehren auf
Blättern aus Birkenrinde

KEILSCHRIFT

Wissen war Macht
in Mesopotamien

EUROPA

Ursprung des
Indogermanischen

€ 8,90 (D) · € 9,70 (A) · € 10,- (L) · sFr. 17,40
63347



www.spektrum.de

SPEZIAL ARCHÄOLOGIE · GESCHICHTE · KULTUR 3/14 Spektrum DER WISSENSCHAFT